

Persistenter Identifier: 1580125921904_1882

Titel: Professor Dr. G. Jägers Monatsblatt : Zeitschrift für Gesundheitspflege u. Lebenslehre

Autor: Jaeger, Gustav

Ort: Stuttgart

Datierung: 1882

Signatur: XIX/218.4-2,1882

Strukturtyp: volume

Lizenz: <https://creativecommons.org/publicdomain/mark/1.0/deed.de>

PURL: https://digibus.ub.uni-stuttgart.de/viewer/image/1580125921904_1882/1/

Abschnitt: Das Wesen der Krankheit

Strukturtyp: article

Lizenz: <https://creativecommons.org/publicdomain/mark/1.0/deed.de>

PURL: https://digibus.ub.uni-stuttgart.de/viewer/image/1580125921904_1882/30/LOG_0015/

Das Wesen der Krankheit.

Aus den in No. 1 dieses Blattes unter dem Titel „Sitz der Krankheit“ mitgetheilten Thatsachen geht unleugbar hervor:

1) daß in zahlreichen verschiedenartigsten Fällen der Sitz der Krankheit eigentlich nicht der Körper des Kranken, sondern dessen Kleidung und Lagerstätte ist; letztere sind die Träger eines wahren Giftes. Das ist nun für die, welche meine bisherigen Veröffentlichungen gelesen haben, nichts Neues. Dagegen ist neu, und zwar auch für mich:

2) daß nicht nur die eigentlichen ansteckenden Krankheiten, d. h. solche, deren Ursache sonder Zweifel — wenn auch noch nicht überall exakt nachgewiesen — ein belebter Organismus, ein sogenannter Gährungspilz ist, durch die Kleider auf andere Personen übertragen werden können, sondern auch solche Krankheiten, die entschieden mit belebten Fermenten nichts zu thun haben.

Um nun mit der praktischen Konsequenz obiger Thatsachen zu beginnen, so ist klar,

1) daß in solchen Fällen, bei denen die Krankheit in Kleid und Bett sitzt, jedes ärztliche Beginnen machtlos ist, welches nur an den Körper sich wendet. Das sind jene verzweifelten Geschichten, zu denen, um nur die allereinfachsten zu nennen, das zahlreiche Heer der Nervenkrankheiten, insbesondere des weiblichen Geschlechtes, die nicht minder zahlreichen chronischen Verdauungskrankheiten und die chronischen Katarrhe der Athmungswege gehören;

2) daß gerade diese Fälle es sind, bei welchen die Wolle sogenannte „Wunderkuren“ macht, an denen aber lediglich nichts wunderbares ist, als das, daß die Heilkunst bisher diesen einfachsten aller Krankheiten machtlos gegenüber stand. Solche Patienten brauchen nur ihre gemischte Kleidung mit der reinen Wollkleidung, das gemischte Bett mit dem reinen Wollbett zu vertauschen, so sind sie fast momentan gesund;

3) daß — und das ist für das Wollregime von größter praktischer Bedeutung — selbst ganz nebensächlich scheinende Theile der Bekleidung, wie Taschentücher, Chemisetten, Schürzen den thatsächlichen Krankheitsheerd abgeben können, falls sie aus Holzfaser bestehen.

Ich möchte mich aber den Lesern gegenüber nicht auf diese kurze praktische Konsequenz meiner Beobachtungen beschränken, sondern denselben an der Hand von Versuchen, die in meinen Veröffentlichungen noch nicht niedergelegt sind, auch zu einem tieferen Verständniß des Wesens der fraglichen Krankheitsgifte verhelfen. Ich muß das aber in zwei Absätzen thun, denn die Thatsache der „Uebertragbarkeit“ der Krankheiten durch Kleider ist eine so eigenthümliche Seite der Sache, daß sie gesonderte Besprechung verlangt, und diese will ich auf die nächste Nummer verschieben.

Bei der folgenden Auseinandersetzung nehme ich an, daß der Leser aus meinen früheren Veröffentlichungen weiß, die Fähigkeit, die Krank-

heitsgifte, von denen wir hier sprechen, festzuhalten, sei nur eine Eigenthümlichkeit der Pflanzenfaser, während sie der Wollfaser abgehe. Ich werde übrigens in der folgenden Nummer, in der von der Uebertragbarkeit der Krankheiten durch die Kleider gehandelt werden soll, auf den Unterschied der zwei Fasersorten ausführlicher einzugehen Gelegenheit haben.

Weiter: Auch von dem Unterschied zwischen den zweierlei Ausdünstungsstoffen des Körpers, den übelriechenden, welche die Pflanzenfaser aufsaugt, und den wohlriechenden, welche die Wollfaser anzieht, will ich im folgenden absehen, um die Sache nicht zu verwickeln. Auch hier wird übrigens die Besprechung in der nächsten Nummer Gelegenheit zur Ergänzung geben.

Zum Verständniß des Wesens der Krankheit gehört vor Allem die Lösung der allgemeinen Frage:

Was ist Gift? Antwort: Alles und Nichts; d. h. jeder Stoff, selbst das so harmlose Kochsalz, das wir täglich in Menge genießen und das fortwährend in unseren Adern rollt, kann als Gift auftreten. Die Frage, ob Gift oder nicht, ist rein eine Frage der Menge, der Concentration. Und wenn wir den Namen „Gift“ nicht allen, sondern nur gewissen Stoffen geben, so rührt dieß davon her, daß manche schon in sehr geringen Mengen giftig wirken, andere erst in sehr großen Mengen.

Doch zuvor: Worin besteht denn die giftige Wirkung? In letzter Instanz können wir natürlich einfach sagen: in der Vernichtung des Lebens. Allein da in diesem Fall, wie man sagt, „Hopfen und Malz verloren ist“, so steht die praktische Frage so: woran erkennt man, ob ein Stoff bei ungehemmter Einwirkung das Leben vernichten wird? Welches sind also die Erstwirkungen eines Giftes?

Diese Frage hat die Wissenschaft noch nicht exakt gelöst.

1) Sie kennt nur die Symptome der Vergiftung durch bestimmte Giftstoffe, also die der Arsenik-, Blei-, Opium-, Blausäure-Vergiftung u., hat aber kein allgemeines Kennzeichen.

2) Ihre bisherigen Angaben gestatten die Erkenntniß erst, wenn bereits Gefahr eingetreten ist, und solcher sich bei der Prüfung auszuweisen, ist in der täglichen Praxis eine sonderbare Zumuthung.

Meine Nervenmessungsmethode hat diese Lücke ausgefüllt; man kann auf die einfachste Weise sich jeder Zeit, ohne jede Gefahr und ohne jede Zuhilfenahme chemischer Operationen und Kenntnisse überzeugen, ob etwas giftig ist oder nicht, und zwar so:

Die Endwirkung des Giftes ist Tod, d. h. Aufhören der willkürlichen (sowohl wie der unwillkürlichen) Bewegungen, die Anfangswirkung ist Verlangsamung der willkürlichen Bewegungen. Um also zu wissen, ob etwas giftig ist, genügt es, die Geschwindigkeit einer möglichst einfachen, genügend eingeübten willkürlichen Bewegung, z. B. die Zeitdauer eines Fingerdruckes mehrere Mal

hinter einander in regelmäßigen Zeitintervallen zu messen, dann den Duft des zu untersuchenden Gegenstandes längere Zeit — etwa 10—15 Minuten lang — einzuathmen und während dessen die Messung der Druckgeschwindigkeit wie vorher von 10—10 Sekunden vorzunehmen. Liegt ein Gift vor, so nimmt die Geschwindigkeit entweder sogleich vom Beginn der Einathmung an oder nach einer kurz andauernden anfänglichen Steigerung ab, und zwar um so rascher, je gefährlicher das Gift ist.

Wenn die Aerzte einmal meine Funde genügend verstanden haben werden, so glaube ich, wird meine Nervenmessungsmethode schon dieser Leistung wegen eine ausgedehnte praktische Anwendung finden. Mir leistet sie in Praxi bereits unbezahlbare Dienste.

Nun erhebt sich aber eine neue Frage:

„Es ist zweifellos, daß die wildlebenden Thiere Giftiges von Ungiftigem unterscheiden und diese haben doch keine Nervenmesser, woran erkennen sie es?“ Antwort: Am Geruch. Hier muß ich noch einmal ausholen.

Man nehme einen beliebigen, in Wasser oder Weingeist löslichen Stoff, verfertige eine Serie von Lösungen verschiedener Verdünnungsgrade und prüfe sie mit dem Nervenmesser. Das Resultat wird sein:

Eine bestimmte dieser Lösungen wird die Geschwindigkeit des Fingerdruckes unverändert lassen. Das ist die sogenannte indifferente Concentration. Weiter: alle concentrirteren Lösungen dagegen, und zwar um so mehr, je stärker concentrirt sie sind, verlangen den Fingerdruck, zeigen also giftige Wirkung. Umgekehrt: alle Lösungen, welche verdünnter sind, als die indifferente, verjchnellern denselben, und zwar um so mehr, je höher die Verdünnung ist; diese Wirkung nennen wir eine belebende. Wie weit das bei fortschreitender Verdünnung geht, darüber ein andermal.

Jetzt fangen wir noch einmal zu experimentiren an, indem wir die Lösungen der Reihe nach beriechen. Das Resultat wird sein: die indifferente Concentration duftet — indifferent, die stärkeren Concentrationen widerwärtig und um so mehr, je concentrirter sie sind. Umgekehrt: die verdünnteren Lösungen duften angenehm, frisch, und zwar um so mehr, je verdünnter sie sind.

Oder man mache ein anderes Experiment: Man nehme einen Wohlgeruch und concentrire ihn; überfülle z. B. ein Zimmer mit stark duftenden Blumen, es wird nicht lange dauern, so ist der anfängliche Wohlgeruch widerwärtig. Deshalb soll man z. B. in einem geschlossenen Schlafzimmer keine Blumen halten. Der schlafende Mensch speichert während des Schlafens nicht bloß den Sauerstoff der Luft in sich auf, sondern auch die riechenden Bestandtheile derselben. Seine Säftemasse wird deshalb in obigem Fall allmählig zu einer Lösung von Blumenduft von giftigem Concentrationsgrad.

Umgekehrt: Man nehme eine übelriechende Substanz, z. B. seinen eigenen Koth, fertige damit eine Reihe von Lösungen verschie-

dener Concentration. Die stark concentrirten duften schlecht, dann folgt eine indifferente, und die verdünnten sind wohlriechend, und zwar um so feiner, je verdünnter sie sind. Das wissen unsere Parfümfabrikanten sehr wohl: aus den abscheulichsten Sachen kann man die feinsten Wohlgerüche machen.

Noch einmal umgekehrt: Ein Stoff kann im ersten Augenblick wohlriechend sein und ist doch giftig, z. B. Seidelbast (*Daphne mezereum*) oder Blausäure. Das stellt sich aber sofort heraus, wenn wir eine Zeitlang den Duft einsaugen: mit einem Mal schlägt er ins Gegentheil um, wird widerwärtig und jetzt wissen wir: das Ding ist giftig. Wir dürfen hier nur wieder das Thier beobachten. Wirft man dem etwas Unbekanntes vor, so wird es beschnüffelt, und zwar lang und ausgiebig, gerade so wie ich es bei meiner Nervenmessung mache. Erst wenn nach längerer Einathmung des Duftes der Geruch immer noch angenehm bleibt, wird es gefressen. Schlägt es aber um, dann zieht sich das Thier zurück. Man kann deshalb ein vorsichtiges Thier nur dadurch mit Gift überlisten, daß man Gegenstände, die ihm bekannt sind, bei denen es also die Nervenmessung nicht für nöthig hält, vergiftet oder das Gift (z. B. in dünne Glaskugeln) so einschließt, daß es dasselbe nicht riechen kann.

Der langen Rede kurzer Sinn ist: Gift ist, was stinkt, und das thun alle flüchtigen Stoffe, sobald ihre Concentration eine gewisse Höhe erreicht hat.

Nach diesen Vorbemerkungen können wir an die Lösung unserer Frage gehen.

Der Körper eines Menschen produziert fortwährend flüchtige Stoffe — Duftstoffe — die wir riechen. Diese sind an und für sich noch keine Gifte, sondern ganz normale Bestandtheile bezw. Produkte des Körpers, ja sie können sogar, wenn sie nur verdünnt genug sind, sehr nützliche, weil belebend wirkende Bestandtheile unserer Säftemasse sein. Zu Giften werden sie aber, sobald ihre Concentration in der Säftemasse eine gewisse Höhe überschreitet.

Hiezu genügt nun schon ganz allein falsche Bekleidung und Bettung, zumal wenn sich hiezu Aufenthalt in ungenügend ventilirten Räumen gesellt.

Der Körper gibt diese Nieschstoffe ununterbrochen durch Haut- und Lungenausdünstung an die Luft ab; wenn nun auf dem Körper Pflanzengewebe liegen, so saugen diese sie begierig an. Welche kolossale Mengen von Stinkstoffen diese aufnehmen können, zeigt ein leicht anzustellendes Experiment. Man nehme das Baumwollfutter aus einem länger getragenen Rock, z. B. das Achselfutter, benege es ein wenig und fahre mit einem heißen Bügelstahl darüber. Welche Wolke pestilenzialischen Gestanks!

Wenn die Nieschstoffe in diesen Geweben fest gebunden wären, so würde das nichts schaden, allein sie sind es nicht, jede geringfügige Steigerung der Temperatur, namentlich jede Benezung treibt sie heraus, sie

steigen einerseits mit der warmen Körperluft in die Höhe und werden — wieder eingeathmet, andererseits theilen sie sich der sogenannten Kleiderluft mit und damit ist die Abgabe der stetig aus der Haut hervorkommenden Portionen gehemmt. So steigt die Concentration dieser Stoffe in der Säftemasse bis zur Höhe, wo sie Gift sind.

Ich muß hier noch etwas sagen, um eine richtige Vorstellung von dieser Nieschstoffaufspeicherung in den Kleidern zu geben.

Wenn man Abends eine Schüssel oder Flasche mit Wasser in ein geschlossen gehaltenes benütztes Schlafzimmer stellt, so schmeckt und duftet das Wasser Morgens abscheulich. Man glaubt gemeiniglich, es sei hier etwas verloren gegangen, das ist falsch. Das Wasser hat sich mit den giftigen Schlafzimmerdüften gesättigt. Das thut nun nicht blos das Wasser, sondern auch alles, was von Holzfasern im Zimmer ist. Das abgelegte Baumwollenhemd, das neben dem Schlafenden auf dem Stuhl liegt, zieht die ganze Nacht hindurch diese Dünste an sich, gerade wie das Wasser auf dem Waschtisch und das Gleiche besorgt in dem nebenanliegenden Weißzeugkasten auch die gewaschene Wäsche!

Da glauben die Leute, mit Waschen helfen zu können! Citler Bahn! Kaum hat die Wäsche durch Waschen und Bügeln nicht einmal alle, sondern nur einen Theil dieser Nieschstoffe abgegeben und ist fein säuberlich in den Kasten gebracht worden, so beginnt sie neuerdings ihr unheimliches Handwerk, sobald Menschen im gleichen Raum mit ihr leben und fängt wieder an giftig zu werden, ehe man sie trägt.

Wer das nicht glaubt, der hole nur einmal ein solches gewaschenes lange im Kasten gelegenes Wäschestück oder einen leinenen resp. baumwollenen Fenstervorhang, den Niemand berührt hat, befeuchte und bügle ihn. Er wird sehen, welcher Gestank da heraus kommt.

Hier komme ich zu einem oft wiederholten Experiment. Kurz ehe ich auf die Wollgeschichte kam, kaufte ich für meine Söhne ein Gros d. h. 12 Duzend Papierkrägen. Da ich bald darnach zu diesem Zweck Wollkrägen anschaffte, so blieb ein großer Nest der ersteren unbenützt im Kasten liegen und ist noch da. Sobald nun mein zweitältester Sohn einen dieser ja noch nie benützten Papierkrägen anzieht, was hie und da — jetzt freilich immer seltener — geschieht, bekommt er Magensäure. Die Krägen haben sich in der langen Zeit mit dem betreffenden Duft so gesättigt (der Kasten steht im Wohnzimmer), daß sie sofort giftig wirken, sobald sie am Halse warm werden; das Gift kommt heraus, steigt in die Höhe, vor Mund und Nase vorbei, wird eingeathmet und die Giftwirkung beginnt. Beseitigt man den Krägen, so hört das Sodbrennen sofort auf. Das gleiche Experiment, das ich mit den Papierkrägen bei meinem zweiten Sohne machen kann, gelingt bei meiner zweiten Tochter mit leinenen Chemisjetten, ja sogar mit frisch vom Laden kommendem Stiefstramin, denn der sammelt dort schon Menschendünste auf.

Das erklärt auch das Launische der durch solche Einflüsse hervorgerufenen Krankheitserrscheinungen. Benützt man z. B. ein Leinen-

hemd oder sonst ein Wäschestück, das erst vor ganz kurzem gewaschen wurde, also noch nicht Zeit gehabt hatte, sich wieder mit Dufststoff zu belasten, so macht es nichts oder nicht viel, die Wirkung ist erst prompt, wenn man ein schon länger im Kasten gelegenes Stück benützt.

Ein weiterer Punkt zum Verständniß der Sache ist folgender:

Jeder weiß: ein Stoff ist um so flüchtiger, je wärmer die Luft ist, umgekehrt um so mehr geneigt, sich niederzuschlagen und irgendwo festzuhängen, je kälter die Luft ist. Daher kommt es — zum Theil —, daß wir im Sommer im Allgemeinen gesünder sind als im Winter. Im Sommer verflüchtigen sich die Nieschstoffe in der Luft und werden dort — worüber ich später einmal schreibe — entweder vom Blitz erschlagen, oder vom Regen in den sie begierig ansaugenden Boden gewaschen oder von den Blättern der Pflanzen gefressen.

Im Winter dagegen senken sie sich, namentlich Nachts, wenn die Zimmerluft kalt wird, wie ein Thau in alle Holzfaserstoffe, die Leinen- und Baumwollfasern der Kleidung u. s. w., und ein Hemd, das möglicherweise Abends beim Schlafengehen noch keine giftige Nieschstoffconcentration enthielt, wird über Nacht giftig und wie es sich Morgens auf dem Körper seines Eigenthümers erwärmt, ist der Teufel los.

Umgekehrt: das Bett eines Menschen ist unter Umständen noch nicht giftig, so lange er Nachts darin schläft, nur die Luft ist voll des betreffenden Dufststoffes. Wenn er nun aufgestanden ist und versäumt, die Fenster zu öffnen, so senkt sich der Dufststoff wie ein böser Thau auf die Holzfasertheile des Bettes in dem Maß, als sich dieses abkühlt. Wenn er dann Abends hereinliegt, das Bett durch seinen Körper erwärmt, ist wiederum der Teufel los.

Eine Frage an die Hausfrauen unter meinen Lesern: Was haben sie sich gedacht, was geschieht, wenn sie Sommers ihre Betten sonnen? Wenn sie es nicht wissen, so bitte ich sie, nur einmal ihr Näschen zu gebrauchen, was werden sie finden? Das zweifelhaft bis ekelhaft riechende Bettzeug hat in der Sonne einen frischen angenehmen Geruch erhalten und in der nächsten Nacht schläft man herrlich. Die Sonne hat durch Austreibung eines Theils der Nieschstoffe den giftigen Concentrationsgrad in einen ungiftigen, den Gestank in einen Wohlgeruch verwandelt, aber das Vergnügen dauert nicht lange, bald ist die alte giftige Concentration wieder erreicht. Nun im Sommer gehts noch, da schleppt man's eben wieder an die Sonne, aber im Winter? Sehen Sie, meine verehrtesten Damen, während es dem Sperling auf dem Dach Winters gerade so wohl ist als im Sommer, sind so Viele von Ihnen Winters in ihrem trotz reinster Wäsche schlecht dustenden Bett fröstelnde, kränkelnde, hüstelnde, von Migräne, Vapeurs, Herzklopfen, Rheumatismen, wenn nicht noch Schlimmerem, geplagte Geschöpfe, verstimmt, vergiftet und — giftig. Also werfen Sie den Plunder fort, er ist nicht mehr werth, als daß man ihn verbrennt.

(Fortsetzung folgt.)